

Eduard Hüffers Lehrjahre.



Es hängt im Comptoir der Aschendorff'schen Buchhandlung heute neben dem Portrait Johann Hermann Hüffers das Bildnis des ältesten Sohnes Eduard und lockt den Beschauer förmlich zum Vergleich. Kaum widersteht man der Versuchung, zum Biographen des freundlich blickenden Mannes zu werden. Man möchte mehr seine Wirksamkeit zum Frommen der Mitmenschen betrachten, als seine geschäftliche Tätigkeit. Und doch hat er sich durch Verlag und Verbreitung gediegener Literatur aus den Gebieten der Theologie, Philosophie, Pädagogik, der Geschichte, der Naturwissenschaften, von Jugend- und Volkschriften kein geringeres Verdienst um Geistes- und Herzensbildung, um ideelles und materielles Wohl der Menschheit erworben, als durch persönliche Betätigung seines warmen Mitgefühls für alle Notleidende. Das ist das Große in dem bescheidenen Manne, daß er seinen Beruf nicht als bloßen Erwerbszweig auffaßte zu eigener Bereicherung, sondern gewissermaßen als eine der Wohlfahrt anderer geweihtes Amt, das sogar wie andere Ämter gewissenhafte Pflichterfüllung von seinem Verwalter verlangte. Oft hat es der Beamte viel leichter, pflichttreu zu handeln, als der freie Geschäftsmann, der gar manchmal vor der Entscheidung steht, ob er nicht Gewissensbedenken dem materiellen Nutzen nachstellen soll. Musterhafte häusliche Erziehung hatte ihm die Richtschnur für das ganze Leben gegeben, die feste sittlich-religiöse Grundlage, auf der das Bewußtsein strenger Pflicht zu Arbeitsamkeit und Vorwärtstreben beruhte.

Schon in der „Infima“ errang Eduard den dritten Platz und erhielt zur Belohnung eine Uhr. Als Schüler des Paulin. Gymnasiums von Quinta (1824/25) bis einschließlich Obersekunda (1827/28) — die Untersekunda übersprang er — zeichnete sich Eduard Hüffer durch seine Leistungen so aus, daß er in allen Klassen zu den besten seiner Abteilung gehörte und mehrere Prämien davon trug. Klassenkameraden von ihm waren Paul Melchers und Wilhelm Junkmann, jener der spätere Kardinal, dieser der in Breslau verstorbene Geschichtsprofessor. Da Eduard Buchhändler werden sollte, erschien es nicht geraten, ihn das Gymnasium bis zur Reifeprüfung durchmachen zu lassen. Die für seinen Beruf erforderlichen Kenntnisse der neueren Sprachen konnte er besser durch Privatunterricht erwerben. Seine Lehrer behielt er in treuem Andenken

und ließ sie oft grüßen. Namentlich gedenkt er in seinen Briefen mit Liebe des Pastors Dr. C. Beelenherm, eines ehemaligen Lehrers am Paulinum, und des Professors B. Dieckhoff, des späteren Lehrers der Moral an der Akademie. Als er vernahm, dieser wolle, wie der Breslauer Universitätsprofessor Berg empfahl (H Brief vom 22. Mai 1832), seine während der Karwoche in der Petrikirche gehaltenen Predigten herausgeben, sprach er seine hohe Freude über diese Absicht und die Hoffnung aus, „seine buchhändlerische Laufbahn mit dem Verlag dieser Betrachtungen, von denen er (als Schüler) gewiß manche gehört habe“, zu „beginnen“.

Nach dem Austritt aus dem Gymnasium (1828) lernte Eduard beim Vater die Druckerei und den Buchhandel, dann ging er zur weiteren Ausbildung in diesem nach Köln und Breslau, zur Vervollkommnung in der Druckerei nach Frankfurt a. M. In Köln war er im Komptoir der Firma Bachem, Inhaber Lambert Bachem, auf der „Hohenstraße“ (Stadt Paris) vom 1. Oktober 1830 bis zum 31. September 1831, litt aber oft an Heimweh. Seine beweglichen Klagen rührten das Herz des verständigen Vaters nicht, der die stramme Arbeit im fremden Hause als die beste Schule für das Leben aus eigener Erfahrung kannte. Geschont wurde Eduard bei Bachem, der am 6. Januar 1831 vom Prinzen Wilhelm, dem nachmaligen Kaiser, das Patent als sein Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker erhielt, nicht. Der Prinzipal sorgte dafür, daß es den Beamten warm wurde; denn er selbst liebte das — Einheizen (bis 23° R im halben Oktober!) Morgens vor 7 Uhr mußte Hüffer im Bureau sein, und dann ging es „ununterbrochen fort bis abends 8“, die Essenszeit abgerechnet¹⁾; jeden dritten Sonntag hatte er Dienst bis nachmittags 4 Uhr. Gern hätte er etwas mehr freie Zeit gehabt, um Französisch und Englisch zu lernen und seine Kenntnisse in Physik, im Lateinischen und Griechischen usw. zu erhalten. „Ich fange schon bald an“ — bekennt er — „zu merken, daß Mama recht hatte zu sagen, daß es im Hause immer am besten sey, indeß ich sehe auch ein, daß es nöthig ist, sich die viele Mühe nicht verdrießen zu lassen, damit man etwas tüchtiges lernt, und an Gelegenheit dazu wird es mir hier nicht fehlen“. Um nicht länger als ein Jahr in Köln bleiben zu müssen, gab er sich mit außerordentlichem Eifer dem Lernen hin und nahm auch englische Stunden mit gutem Erfolg, weil er — wie er sagte — das Plattdeutsche

¹⁾ Damit stimmt ziemlich die Angabe bei R. Bachem, Josef Bachem und die Entwicklung der kath. Presse in Deutschland. 1912. I, S. 352.

so gut sprechen konnte; dagegen verzichtete er auf das ihm sonst liebe Reiten, weil er den Vater ohnehin genug kostete. Seine Beobachtungen in der Druckerei schrieb er zuerst ungeordnet, wie sie ihm aufstiegen, nieder, dann ordnete er sie und ließ sie den Faktor durchsehen; ebenso verfuhr er mit dem Buchhandel. Für beides ließ er sich vom Vater gleichsam besondere Aufgaben und Fragen stellen. Daneben trieb er als Autodidakt italienisch, für das er wegen des „Wohlklangs“ schwärmte, und in der Folge nahm er französischen Sprachunterricht. Das Tagewerk begann er stets mit dem Lesen eines Kapitels aus Thomas a Kempis und rechnete aus, daß er das Buch noch dreimal durchlesen müsse, bis er wieder heimkommen dürfe.

Für sein gutes Herz spricht die Bitte vom 5. November 1830, der Vater möge „doch vor allem den Louisdor schicken“, denn er „möchte gar zu gern recht splendid den Nikolaus spielen“. Da er der geliebten Geschwister entbehren muß, will er wenigstens die Freude genießen, sie und gute Freunde aus der Ferne froh zu machen, vor allem seine Schwester Marie; ihr „Geschenk muß kostbar sein; ich wüßte nicht, wie ich mehr Vergnügen von meinem Gelde haben könnte“. Auch an Bachems Kinder denkt er; sich selbst Vergnügen zu verschaffen, kommt ihm nicht in den Sinn. Sein größtes Glück in dieser Zeit ist es, wenn er an zwei aufeinanderfolgenden Feiertagen z. B. an Allerheiligen und Allerseelentag einmal nach Bonn zu Großmutter Kaufmann wandern darf oder wenn er von ihr oder anderen Lieben Besuch erhält. Da Herr B. nicht gern sah, daß die jungen Leute aus dem Hause gingen, wanderte Eduard in der ersten Zeit nach Tisch 20 mal den 20 Schritt langen Hof auf und ab. Im Hause Bachems war er unter Tag, wohnte aber außerhalb in einem gemieteten Zimmer.

Von der Einfachheit der Lebensweise erhält man einen Begriff, wenn man hört, daß er einen ganzen Monat hindurch während der Abwesenheit der Hausfrau zum Abendessen Endivien Salat ohne Essig und Pfeffer, ohne irgend eine Zugabe und dazu ein Butterbrot erhielt, Samstags etwas dünnen Tee. „Das ist nichts, wenn ihr nur hier wäret, dann nähme ich mit trockenem Brode gern vorlieb.“ Als er von Hause ein Schwarzbrot erhielt, war er überfroh und zehrte es trocken „ohne Zuthat mit größerem Behagen als sonst in Münster bis zum letzten Krumen auf.“ Bitter bereute er, daß er zu Hause „ein all zu großer Liebhaber von gutem Essen und sonstigen Bequemlichkeiten war“ und erkannte die Notwendigkeit, sich diese „schäd-

liche Angewohnheit abzugewöhnen.“ Aber es kränkte ihn, daß man im Scherze meinte, die mütterliche Küche sei die Hauptursache der heißen Sehnsucht. Jetzt lernte er mit dem Gelde haushalten und sparen. Stiefel z. B. will er sich nicht machen lassen vor dem nächsten Frühjahr, da sie so teuer sind — „ein Paar anzuschuhlen kostet 3 Rthlr“ — und er „für Sonntags noch ein Paar ganze hat“, im Comptoir aber geflickte tragen kann (14. November 1830). Welche Freude hat er, als er statt der altmodischen Kappe sich für 2 Rthl. einen Seidenhut anschaffen darf! Bescheiden fragt er um die Erlaubnis, seinen alten gelben Rock dem Hausknecht abtreten zu dürfen, und um die Ausstattung mit einer schwarzen Weste, da er immer als „Papagei“ verspottet werde. Über seine Ausgaben führte er sorgfältig Buch und legte gewissenhaft Rechnung ab. Auf sein Nikolausgeschenk, eine neue Uhr (Br. v. 6. Dez. 1830) hätte er gern zehnmal verzichtet, wenn er am Nikolaustag hätte zu Hause sein können, und wäre er selbst ganz leer ausgegangen.

Am liebsten sitzt er in der Druckerei; zwischen den Kästen ist sein „Lieblingsplätzchen“, weil er dann meint, er säße zu Hause in der Sezerei; in der Bachem'schen Druckerei herrschte allerdings zu Zeiten, wohl wegen der drohenden Kriegsgefahr, von der er viel zu berichten weiß, Stillstand; nur eine Presse war im Betrieb. Aufs genaueste sucht er sich Kenntnis vom Druckwesen zu verschaffen und rät seinem Vater, anstatt einer eisernen Presse von Stanhope, wie sie bei Bachem in Gebrauch ist, ein deutsches Fabrik von Hoffmann, weil sie besser sei, zu nehmen. Bei Peter Schmitz unterrichtet er sich über das Schriftgießen und benützt jede Gelegenheit, z. B. einen Besuch bei Onkel Hüffer in Eupen, um den Betrieb in Fabriken kennen zu lernen.

Der Aufenthalt in Köln bekam ihm, abgesehen von „Influenza-“ Anfällen, recht gut, so daß er „139 Pfund“ wog; doch war er wegen zu enger Brust bei seiner Größe zum Heeresdienst untauglich, obgleich damals selbst Einäugige noch zum Train kamen. „Der Hüffer“ — heißt es in dem Attest — „ist ein hochaufgeschossenes Subjekt.“ Wirklich war er so groß geworden, daß er mit dem Hut auf dem Kopfe in seinem Zimmer „nicht mehr gerade stehen“ konnte; „das will doch etwas sagen!“

Selig war er, als ihm die Bonner Großmutter die Mittel gab, eine Rheinreise zu machen. Am 30. September 1831 fuhr er von Köln ab nach Bonn und wanderte dann mit einem eigenhändig ent-

worfenen Kartenplänchen zu Fuß rheinaufwärts nach Wiesbaden, wo er in der „Münze“ selbst 2 Sechstreuzerstücke prägte, und Frankfurt. „Benutze diese Reise“ — schrieb ihm der Vater am 26. September 1831 — „als eine Übung, Dich angemessen unter fremden Menschen zu benehmen und überhaupt auf eigenen Füßen zu stehen.“ In Frankfurt besuchte er den Buchhändler G. F. Kettembeil, die Schriftgießerei Naumann und Benjamin Krebs und fand bei ihnen die liebenswürdigste Aufnahme. Auf der Rückwanderung stattete er seiner Schwester Marie, die im Institut der Frau Reynier in Niederingelheim untergebracht war, den längst ersehnten Besuch ab, und freute sich, auf dem Niederwald im Fremdenbuche auch die Namen der Großmutter und seiner Schwester zu finden. Von Caub aus fuhr er am 12. Oktober auf einem Dampfschiff bis Koblenz, dann mit einem Holländer, der mehrmals strandete, bis Neuwied, von da in einem Nachen bis Bonn. Da man sich gern zum Reisebegleiter berühmter Gelehrten, Dichter und Künstler durch ihre Jugendzeit macht, indem man ihre jugendlichen Briefe mit besonderer Neugier liest, so könnten wir wohl Verzeihung finden, wenn wir dem jungen Kaufmann auf seiner ersten Rheinreise Gesellschaft leisteten und uns an seinen Beobachtungen und Mitteilungen erfreuten. Aber wir dürfen dem aus Tagebuch und Briefen klingenden Lodruf nicht folgen. Die heutige Welt wandert nicht mehr so gemütlich zu Fuß wie einst, sondern liebt auch in Berichten die Raschheit des Automobils, das nur flüchtige Blicke verstattet.

Nach der Heimkehr war Eduard einige Wochen krank. Im Februar 1832 reiste er über Cassel, Leipzig, Dresden und Berlin nach Breslau. Im Geschäft der Firma Joseph Max u. Co. sollte er als Volontair ein Jahr lang den Sortimenthandel gründlich kennen lernen. In der Tat war der dortige Aufenthalt für ihn sehr förderlich, da er neben seiner Arbeit im Geschäft, die von 8 bis 12 und von 2 bis 7 Uhr täglich dauerte, viel geistige Anregung im Verkehr mit den seinen Eltern befreundeten Professoren Ritter und Berg und die Gelegenheit zur Weiterbildung fand. So hörte er z. B. ein fünfstündiges Kolleg über Enzyklopädie des Rechts bei Professor Witte. Damit war der Vater einverstanden, weniger hielt er von der Beschäftigung mit dem Italienischen. Musikunterricht soll Eduard jetzt nicht mehr beginnen, wenigstens kein Blasinstrument spielen lernen, eher seine Stimme ausbilden; vielleicht kann er dann künftig einen Platz in der musikalischen Gesellschaft seiner Vaterstadt einnehmen. So offen des

Vaters Hand für das Notwendige und Nützliche war, so wenig mochte er als Kaufmann entbehrliche Ausgaben leiden. Daher erteilte er Eduard am 21. April 1832 eine kleine Rüge: „Deinen Brief vom 8. I. M. habe ich gleichzeitig mit dem des Herrn Professor Ritter erhalten. Er hat mir sehr viele Freude gemacht, wiewohl ich gewünscht hätte, daß Du in kaufmännischem Sinn Deinen Brief dem des Herrn Professor beigefügt, auch zu demselben und zu den Einlagen dünneres Papier gewählt hättest. So habe ich für Deinen Brief allein 16 Silbergr. zahlen müssen, die füglich hätten erspart werden können.“

Der Buchhandel Breslaus machte auf den jungen Mann einen großen Eindruck. Der Absatz katholischer Bücher erschien ihm „ungeheuer“, und von der Verbindung mit Max erhoffte er für den väterlichen Verlag mehr Vorteil als von der „mit allen süddeutschen Handlungen“. Er konnte darüber urteilen, weil er dort „alle Arbeiten, welche den Verkehr mit den übrigen Buchhändlern angehen, unter Händen“ hatte. Seinen Prinzipal gewann er täglich lieber. Als er aber der Mutter glückstrahlend berichtete, daß alle auch ihn gern hätten, und bescheiden den Grund dafür auf seine „westfälische Natur“ schob, warnte sie ihn ernst, doch nicht der „Herold seines Lobes“ zu sein, und der Sohn — dankte innig für die Zurechtweisung. Fünf Monate weilte er in Breslau, da brach die Cholera aus; er litt fortwährend an Unwohlsein und kehrte daher auf dringendes Anraten des Arztes nach Hause zurück (Aug. 1832). Auf sein Gesuch nahm ihn im Februar 1833 der Buchdrucker und Schriftgießer C. Naumann in Frankfurt in sein Geschäft auf, indem er sich gegen Zahlung eines Lehrgeldes (500 fl.) verbürgte, ihn „mit allen Einrichtungen desselben und namentlich mit der Kunst zu stereotypieren aufs vollkommenste vertraut zu machen“ und ihm daher auch in alle einschlägigen Zeichnungen und Modelle Einsicht zu gewähren. Hüffer seinerseits gab und hielt sein Ehrenwort, von den Kenntnissen, die er sich bei Naumann erwerben werde, nur zu seinem und seines Vaters Nutzen Gebrauch machen zu wollen. Naumann, ein Ehrenmann, nahm sich seines Lehrlings in wahrhaft treuer Weise an und weihte ihn in die Geheimnisse des von ihm mit großen Mühen und Kosten eingeführten Stereotyp-, Congreve- und Steindruck ein. Obgleich die Arbeitszeit von sieben Uhr morgens, ja im Sommer von sechs Uhr, bis abends sieben dauerte, bot sich der Lernbegierde des jungen Hüffer eine solche Fülle des Neuen und Anregenden in dem Geschäfte, daß er auch seine Freistunden noch zur Bereicherung seiner

Kenntnisse gründlich ausnutzte. Über alles Ungekannte und Gute erstattete er mit Erlaubnis seines Chefs Bericht und machte dem Vater Vorschläge für Neueinrichtungen. Auf seine Veranlassung schaffte dieser 1834 die erste eiserne Presse an und begann auch den Stereotypdruck. Die Briefe aus der Frankfurter Zeit verraten scharfe Beobachtungsgabe, großen Geschäftssinn und gutes Urteil über die Menschen; ihr Inhalt fesselt den Historiker der Firma, hat aber auch allgemeines Interesse, da er zeigt, wie die Vorgänge des öffentlichen und des privaten Lebens sich in der Seele des reisenden Jünglings spiegeln. Hüffer schildert z. B. das tolle Frankfurter Attentat vom 3. April 1833 und erzählt mancherlei von seinem Verkehr mit Frankfurter Familien. Frau von Schlegel, die Witwe Friedrichs von Schlegel, Moses Mendelssohns Tochter und ihre Familie, also die beiden Brüder Johann und Philipp Veit¹⁾, lernte er kennen und hochschätzen. Von ihr teilte er dem Vater mit, sie sei „ganz entzückt über Overbergs Leben“, und danke dem Spender „sehr dafür“. Es war die von Overbergs Schüler C. F. Krabbe verfaßte, im Jahre 1831 erschienene Biographie des bescheidenen und doch so großen „Normalschullehrers“, die sie erhalten hatte, ein Werkchen, das in vollem Maße der ihm allseitig gewordenen Anerkennung wert war. Einen von dem protestantischen Professor v. Schubert in München 1835 verfaßten Auszug übertrug Leo Boré ins Französische und widmete die Übersetzung seinem berühmteren Bruder Eugen Boré, „der Overbergs christliche Liebe nach dem Orient gebracht hat“ (Paris 1843). Eine englische Übersetzung erschien 1844. In demselben Briefe vom 5. April 1833 (H), der den Dank Dorothea Schlegels übermittelt, benachrichtigt Eduard H. seinen Vater: „Von ihr hörte ich, daß Fr. Schlegels historische Vorlesungen ganz vergriffen seien und der bisherige Verleger Schaumburg in Wien sie nicht wieder auflegen wolle und ihr darüber die Disposition erlaubt habe.“ Am 16. Mai desselben Jahres berichtet er wieder, „am meisten gehe“ er zu Schlegels, „gewöhnlich des Sonntags Morgens“, und fügt hinzu: „Ich finde recht viel Vergnügen an ihrer Unterhaltung, sie ist eine sehr angenehme und geistreiche Frau.“ Sie führte ihn auch ein in die Familie Maß, die ihm „sehr freundlich“ waren. Mit dem jungen, ihm gleichaltrigen Maß, den er als einen „recht guten Menschen“ schildert, machte er oft Spaziergänge. Übrigens ging er „in der Woche nie aus“; der Verkehr beschränkte sich auf die Sonntage. Noch „am vorletzten Abend“

¹⁾ M. Raich, Dorothea v. Schl. und deren Söhne (Briefwechsel). Mainz 1861.

bevor er von Frankfurt schied, „mußte er“ — wie er von Leipzig am 4. März 1834 über Schlegels berichtet — „mit ihnen essen. Wenn ich bei ihnen war, fühlte ich mich immer am ersten wie zu Hause, und dies hat mir meinen Aufenthalt in Frankfurt viel erträglicher gemacht.“ Frau v. Schlegel vertraute ihm die Briefe des Grafen Stolberg an ihren Gatten an, um sie der Witwe zu übergeben. Gelegentlich flücht H. auch über die politische Stimmung eine Bemerkung ein wie: „Die Preußen sind hier ungemein verhaßt, obschon die Soldaten, größtenteils Rheinländer, sehr beliebt sind;“ dann heißt es aber, „was können sie dafür, daß sie Preußen sind? Zwischen den Östreichern und hiesigen Soldaten fallen häufig sehr blutige Auftritte vor.“ Häufig aber verrät der Brieffschreiber durch irgend eine Handlung oder Fürsprache seine Herzensgüte, immer seine Liebe zu seinen Verwandten. Den Hauptinhalt der Briefe bilden stets geschäftliche Berichte und Vorschläge. Erwähnung verdient, daß er damals dem Vater den Plan vortrug, ein Konversationslexikon herauszugeben, da das Brodthaus'sche in katholischen Dingen einen einseitigen Standpunkt vertrete. Sein Fleiß und sein Benehmen erwarben ihm die volle Zufriedenheit und das ganze Vertrauen seines Prinzipals. Naumann zeigte ihm, was er jedem andern versagt hätte. Wie lieb er den Jüngling hatte, bewies er ihm noch beim Scheiden. Hüffer „hatte ihm schon Adieu gesagt; Naumann kam aber noch extra an den Eilwagen, bis“ sein junger Freund „fortfuhr“ — nach Leipzig. Der einjährige Aufenthalt in Frankfurt hatte H. nach seinem Geständnis mehr genützt, als wenn er anderswo zwei oder drei Jahre zugebracht hätte.

Den Abschluß der Ausbildung als Buchhändler gab dann, wie angedeutet, der Besuch der Leipziger Buchhändlermesse im Frühjahr 1834, den Bachem schon vor zwei Jahren dringend empfohlen hatte. „Das Zusammentreffen mit den vielen Collegen“ — schreibt Bachem am 24. September 1832 seinem früheren Lehrling¹⁾ — „in diesem Mecca der Buchhändler hatte sehr viel Interesse für mich; ich überzeugte mich recht bald, daß meine Voraussetzung, wie die besondere Persönlichkeit der Einzelnen einen eigenen Einfluß auf den Geschäftsgang äußere, ganz die richtige wäre; für den Geschäftsmann ist es noch interessanter, als für den Menschenfreund, diese so ganz heterogene Mischung von Buchhändlern jeder Art und Landes zu sehen, ich kann

¹⁾ Der Brief kam erst am 18. November in die Hände des Adressaten.

Sie daher auch nur ermuntern, wenigstens vor Ihrer Rückkunft (von Breslau) der dortigen Messe, und zwar bis zu Ende, beizuwohnen.“

Am 2. März 1834 traf Hüffer im Buchhändler-Mecca ein und kam dank der Güte seines ehemaligen Chefs, dessen Vertreter er fleißig half, schnell in persönliche Beziehung zu den bedeutendsten Buchhändlern z. B. Dunder, Gerold, Barth, Hartleben, Heyer usw. Er ward Mitglied des Buchhändler-Börsenvereins und fand auch Eingang „in die ersten Buchhändler-Gesellschaften, z. B. auf 3 große Soirées bei Brodhaus.“ An Stelle der Vermittlung durch einen Commissionär trat jetzt die unmittelbare Verbindung mit den Buchhändlern, ein wesentlicher Fortschritt gegen früher. Der zehnwöchentliche Aufenthalt in Leipzig war von großer Bedeutung für die weitere Entwicklung des Aschendorffschen Geschäfts. Teubner erwies dem Sohne seines alten Bekannten viele Herzlichkeit; er hatte damals 22 Pressen in Tätigkeit.

In Leipzig endet der regelmäßige Briefwechsel mit dem Vater. Aus dem Jahre 1838 vom 25. Juli liegt noch ein Brief an diesen, der damals in Frankfurt weilte, vor, unter der Adresse der Herren Gontard u. Söhne. Ein aus Amsterdam an die Mutter gerichteter Brief vom 23. Mai 1839 enthält außer einem Bericht über das von Mendelssohn geleitete Münsterer Musikfest die Mitteilung, in Düsseldorf habe er, Eduard, an dem Maler Karl Müller „einen ebenso angenehmen als interessanten Freund gewonnen“, von den anderen Malern sei er am besten mit Ittenbach bekannt geworden, der ihm sehr gefalle.